

DAS ENDE DES ZIMBIS

Dialekte sind ein riesiges Reservoir an sprachlichen Formen und Konzepten: Obwohl die Vielfalt der Schweizer Mundarten allmählich schwindet, bleiben sie für Linguisten ein blühendes Forschungsfeld. Von Roger Nickl

Es gab Zeiten, in denen ein Mittagessen im Kanton Zürich nicht einfach ein «Zmittag» war wie heute, sondern auch ein «Zimbis» oder «Zimbig». Das war vor gut 50 Jahren, in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Damals hiess ein Papiersack im Kanton Thurgau nicht etwa «Papiersack», sondern ausschliesslich «Chucher». *Tempi passati*: Nicht nur die Zeiten ändern sich, sondern auch ein Teil der Worte, mit denen wir unsere Welt beschreiben. Heute ist ein Papiersack auch im Kanton Thurgau einfach ein «Papiersack» und nichts anderes. «In der heutigen Welt der Plastiksäcke spielt der Papiersack vielleicht einfach nicht mehr eine solche Rolle wie früher», mutmasst die Sprachwissenschaftlerin Elvira Glaser, «deshalb wird wohl auch sprachlich weniger differenziert.»

FUX ODER MÜRGGEL?

Die Frage, wie sich der Wortschatz in der Mundart im Laufe der Zeit verändert, interessiert die Dialektforscherin und ihre Mitarbeiter auch in einer Umfrage, die momentan auf der Website des Deutschen Seminars (www.ds.uzh.ch) aufgeschaltet ist: «Wie nennen Sie das Anfangstück des Brotes?», wird da etwa gefragt. Im Angebot möglicher Antworten zu finden sind Ausdrücke wie «Aaschnitt», «Aahau», «Chappe», «Fux» und «Mürggel». Oder die Forscherinnen und Forscher wollen wissen, wie die Kartoffel in der Mundart heisst. Vielleicht «Häbel»? Oder doch eher «Gumel», «Ärdöpfel» oder «Hördöpfel»? Insgesamt 18 Begriffe – darunter eben auch der Papiersack – erfragen die Sprachwissenschaftler in ihrem Wortschatztest. Die Auswahl ist nicht zufällig. Ausgewählt wurden vor allem Worte, deren Gebrauch sich in den Dialekten vermutlich verändert hat oder die wahrscheinlich aus der Mode gekommen sind.

Hintergrund der Online-Umfrage ist eine neue Handbuchausgabe des «Sprachatlas der

Deutschen Schweiz» (SDS), die Elvira Glaser zusammen mit ihrer Freiburger Kollegin Helen Christen plant. Der SDS wurde vom Zürcher Sprachwissenschaftler Rudolf Hotzenköcherle mitbegründet und ist eine Art raum-zeitliches Gedächtnis der Schweizer Mundarten: In acht Bänden, die zwischen 1962 und 1997 erschienen sind, und auf rund 1500 Karten zur Laut- und Wortgeografie ist die Deutschschweizer Sprachlandschaft vermessen und dokumentiert worden. Für Dialektforscher sind die braunen, in Leinen gebundenen Bücher im tischfüllenden Überformat eine Fundgrube und die mit Symbolen übersäten Sprachkarten in ihrer Detailliertheit ein Traum – für Laien sind sie aber

Dialektale Unterschiede etwa zwischen der Stadt Zürich und dem Zürcher Oberland lösen sich heute immer mehr auf.

wohl eher ein Alptraum. Glaser will deshalb in zwei Jahren eine auf 150 übersichtlicher gestaltete Karten entschlackte Fassung des Sprachatlas herausgeben, den auch Laien problemlos verwenden können. Da die Daten des «Sprachatlas der Deutschen Schweiz» vorwiegend Mitte des 20. Jahrhunderts erhoben wurden, sollen einzelne Sprachkarten zudem mit Texten ergänzt werden, die die Entwicklung einzelner Dialektworte bis in die heutige Zeit verfolgen. Deshalb auch die aktuelle Umfrage.

Doch wie verändern sich die Schweizer Dialekte überhaupt? Intuitiv würde man annehmen, dass sie – aufgrund der steigenden Mobilität und der modernen Kommunikationstechnologie – allmählich verarmen und sich zunehmend ähnlicher werden. Ist das tatsächlich so? «Ja und Nein», sagt Elvira Glaser. Tatsächlich unterschieden sich Dialekte früher sogar von Dorf zu Dorf. Heute ist das immer weniger der

Fall. So zeigen etwa Untersuchungen von Helen Christen, dass sich punkto Aussprache ländliche Gebiete zunehmend den Gepflogenheiten regionaler Zentren anpassen – dialektale Unterschiede etwa zwischen der Stadt Zürich und dem Zürcher Oberland, heisst das, lösen sich immer mehr auf.

Trotz dieses Trends zur Nivellierung ist der Reichtum an sprachlichen Formen und Eigenheiten aber so gross, dass viele Unterschiede zwischen den Mundarten bestehen bleiben. Diese enorme Vielfalt ist es auch, die Dialektologen begeistert und immer wieder zu neuen Studien veranlasst. Und deshalb gibt es in der Linguistik auch die Auffassung, die Dialektforschung sei eigentlich das Laboratorium der Sprachwissenschaft. «Faszinierend ist, dass in einer Dialektlandschaft eine Vielzahl von Sprachvarianten auf kleinem Raum nebeneinander existieren»,

betont Elvira Glaser, «und uns interessiert, wie sprachliche Systeme, die sich sehr ähnlich sind, sich immer wieder in bestimmten Formen unterscheiden.» Man nennt das Mikrovariation.

Die Vielfalt feiner sprachlicher Unterschiede zeigte sich den Zürcher Sprachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern auch bei ihrer gross angelegten Untersuchung zum Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz – einer Pionierarbeit in der hiesigen Dialektforschung. Denn lange Zeit beschäftigten sich Linguisten lediglich mit dem Satzbau der geschriebenen Sprache. Die Dialekte, so nahm man an, verhalten sich wie gesprochene Sprache – sie weisen etwa Satzbrüche oder Auslassungen auf – und so galten sie für die syntaktische Forschung nicht als relevant. In der Folge hielt man sich für die Untersuchung grammatischer Regeln vor allem an die Schriftsprache. Inzwischen hat sich diese Position, auch aufgrund der Arbeiten Elvira

Glasers und ihres Teams, als unhaltbar erwiesen. «Dialekte haben eine eigene Grammatik, und es gibt kein neuhochdeutsches System, aus dem sie alle ableitbar wären», sagt Glaser.

Und diese Grammatik kann sich von Region zu Region unterscheiden. Grammatikalische Konstruktionen können, entgegen einer in der Linguistik lang gehegten Meinung, klar begrenzten Sprachräumen zugeordnet werden. Dies belegen die syntaktischen Karten der Schweizer Dialekte, die die Linguistinnen und Linguisten seit 2000 erarbeiteten. Rund 3200 Personen aus 383 Deutschschweizer Gemeinden zwischen Schaffhausen und Brig, zwischen Orten am Röstigraben und solchen in den Bündner Tälern haben die Forscher angeschrieben. Die «Gewährsleute» beantworteten auf insgesamt vier Fragebogen je 118 Fragen zu 54 syntaktischen Konstruktionen, einige der Informanten wurden zusätzlich mündlich befragt. Auf dem Fragebogen musste etwa der Satz «Ich habe zu wenig Kleingeld, um ein Billett zu lösen» in die Mundart übersetzt werden. Was sich zeigte: In westlichen Kantonen der Deutschschweiz notierten die Befragten «Ich ha zwenig Münz, für es Billet z löse», im Osten dagegen «Ich ha zwenig Münz, zum es Billet löse». Diese Ost-West-Teilung zeigte sich den Sprachforschern nicht nur wie in diesem Fall bei der Konstruktion von Finalsätzen, sondern auch in verschiedenen anderen Zusammenhängen. Zum Beispiel bei der Wortstellung im Nebensatz: So sagen Berner «I weiss nid, öb är emou wott hürote», während es im Thurgau eher heisst «Ich weiss nöd, öb er ämol hürote wott».

UMSTRITTENE JASSKARTENGRENZE

Erklärungen für dieses Ost-West-Muster sind schwierig zu geben. Die alte Dialektologie gab die so genannte Brünig-Napf-Reuss-Linie als Grund an – eine umstrittene Kulturgrenze, die auch als Jasskartengrenze bekannt ist – westlich der Demarkation wird mit französischen, östlich davon mit deutschen Karten gespielt. Die Trennung geht auf das Frühmittelalter zurück: Das Gebiet westlich der Linie stand damals unter burgundischem, das östliche unter alemannischem Einfluss. «Die heutige Linguistik traut sich kaum noch, auf diese Grenzziehung Bezug zu nehmen», sagt Elvira

Glaser, «den Versuchen, soziale und politische mit sprachlichen Entwicklungen zu parallelisieren, stehen wir heute sehr skeptisch gegenüber.» Tatsächlich lässt sich der Grenzverlauf in den sprachgeografischen Analysen der Forscher auch nicht immer an denselben Orten bestimmen – zudem weisen viele der untersuchten syntaktischen Phänomene eine ganz andere geografische Verteilung auf.

Neben Syntax-Phänomenen wie dem Finalsatz, die für grössere Sprachräume gelten, haben die Forscher aber immer wieder Satzkonstruktionen gefunden, die auch heute noch nur in einem kleinen, eng begrenzten Gebiet von Mundartsprechern gebraucht werden – quasi kleine, widerständige Enklaven in der Sprachlandschaft. Ein solches Kuriosum ist die Konstruktion von unpersönlichen Passivsätzen mit einer «es»-Form, wie sie in der Region um Kulm im Kanton Aargau gemacht wird. Der Satz «Hier wird gearbeitet» heisst in diesem Dialekt «Da wird's gwärchet» also etwa «Hier wird es gearbeitet.» Dokumentiert wurde dieser eigentümliche Satzbau bereits in einem

bereits einen Schritt weitergegangen: Sie will künftig auch über die Grenzen schauen und Merkmale der Dialektsyntax im gesamten deutschen Sprachraum und darüber hinaus untersuchen und vergleichen. Dialektforschung wurde lange Zeit als nationale Angelegenheit betrachtet – jedes Land, heisst das, untersuchte seine eigenen Mundarten. Heute wird das Denken innerhalb von Landesgrenzen zusehends aufgehoben. «Vor allem im Fall der germanischen Sprachen ist es geradezu blödsinnig, keine grossräumigeren Vergleiche zu machen», sagt Elvira Glaser, «beispielsweise mit dem Niederländischen, das in einem Kontinuum mit dem Deutschen steht.» Von solchen Studien erhofft sich die Forscherin, längerfristig bessere Erklärungen für die geografische Verteilung von syntaktischen Regeln zu finden.

HISTORISCHE ZUSAMMENHÄNGE KLÄREN

Etwa für die erwähnte Ost-West-Gliederung der Zum- beziehungsweise Für-Konstruktionen beim Finalsatz. Ein möglicher Grund für die Verwendung von Für-Konstruktionen

«Dialekte haben eine eigene Grammatik. Es gibt kein neuhochdeutsches System, aus dem sie alle ableitbar wären.» Elvira Glaser, Linguistin

Aufsatz von 1906. Das er sich bis heute innerhalb dieses kleinen, klar begrenzten Raums erhalten hat, war für die Wissenschaftler mehr als erstaunlich. Die Sprachforscher haben aber nicht nur Anzeichen für die Beharrlichkeit von Dialekten gefunden, sondern auch solche für den Wandel: So stellten sie etwa fest, dass sich in Basel die Konstruktion des Finalsatzes verändert hat. Sagte man dort früher «I bi aane-gsässe, für e Buech z lääse.» heisst es heute eher «I bi aane-gsässe, zum e Buech lääse». Basel, bedeutet das, gehört für die Linguisten in dieser Beziehung fortan eher zum Osten und nicht mehr zum Westen wie früher.

Momentan sind die Dialektforscher damit beschäftigt ihre Analysen und Sprachkarten für die Publikation des «Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz» aufzuarbeiten. Erscheinen soll das Buch idealerweise im Laufe des nächsten Jahres. Elvira Glaser ist mittlerweile aber

könnte, wie schon früher behauptet, der Einfluss des Französischen auf die westliche Deutschschweiz, aber auch auf Flandern sein, wo Finalsätze auch auf diese Weise gebildet werden. Tatsächlich gibt es aber auch in vielen anderen Sprachen Für-Konstruktionen. «Gerade um historische Zusammenhänge zu klären, ist der gesamteuropäische Blick auf solche Phänomene sicher ertragreich», ist Glaser überzeugt. Sie verspricht sich vom integrativen Blick auf die europäische Sprachlandschaft neue Einsichten in die räumliche Verteilung von syntaktischen Varianten. Vergleiche dieser Art wurden bislang nur mit Schriftsprachen gemacht. «Und die sind eben nur ein Teil der Wahrheit», sagt die Linguistin. So gesehen bleibt die Dialektforschung für die Sprachwissenschaft wohl auch in Zukunft ein blühendes Feld.

KONTAKT Prof. Elvira Glaser, eglaser@ds.uzh.ch